



Nr. 3.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1921.

November.

Novemberebel hüllt die Fluren ein,
Novemberstürme brausen übers Meer,
Und Mönwenschrei und dumpfer Wogenprall
Umhallen laut fast täglich unsern Strand. —

Kein Wunder, daß ein raues Volk sich hier
Die Heimat schuf, ein Volk, das Strandrecht übt
Nach altem Brauch und kühnen Seeraub treibt
Auf offnem Weferstrom in alter Zeit,
Das stolz sich nennt das freie Friesenvolk.
Kein Wunder, wenn in heißer Mannerschlacht
Es heldenhaft für seine Heimat kämpft,
Die mühsam es den Fluten abgerungen
Und eingedenk des Wortes „Lieber tot
Als Sklave“ mannhaft um die Freiheit ringt. —

Doch Wundermär fast dünkt uns der Bericht,
Daß Frauen auch mitzogen in den Streit,
Für Freiheit starben auf dem blut'gen Feld
Und eine Jungfrau kühn dem Heer voran
Des Landes Banner trug im Graun der Schlacht. —

Jahrhunderte sind nun seitdem verflossen,
Und mildernd hat hier die Zeit gewirkt
Und Wort und Tat heimlich umgestaltet.
Heut' hauset hier ein anderes Geschlecht,
In and'rer Zeit mit minder rauen Sitten.
Und längst vereint dem großen Vaterlande,
Zu dessen Schutz noch heut' die Männer freudig
Die Friedensarbeit mit dem Schwerte tauschen,
Fühlt sich zuerst als Deutscher jeder Frieze. —

Und uns're Frauen? Längst entwöhnt vom Schwerte
Ist ihre Hand, doch müßig nie, wenn's gilt,
Dem Vaterlande hehren Dienst zu weihen.
Charpie und Binde sind die leicht'ren Waffen,
Womit die Frauen heut' zu Felde ziehen.
Wenn määnermordend neuer Kampf entbrennt;
Denn and're Zeiten fordern and're Waffen.
Und wahrlich, nicht gering soll einer schelten
Dies Werk der Frauen, ausgeübt im Stillen
Zur Sühne für des Krieges raues Walten.
Nicht mehr als Schlachtenjungfrau mit dem Banner,
Nein, als des Mitleids milder Engel tritt
Die deutsche Maid heut auf den Plan der Schlacht,
Und frauenhafter nenn' ich solch ein Tun! —

O möge doch der Friede wallen bleiben,
Daß alle Wunden, die der Krieg uns schlug,
Bernarben unter treugeübter Pflege!
Noch haust des Glends viel im Vaterlande,
Und Tränen sind noch tausendfach zu trocknen
Zur Wintersonne von offnen Frauenhänden,
Die, wo die Not am größten, Segen spenden. —

Novembersturm, du Freund der freien Friesen,
Du aber stähle den Männern all im Lande
Das Herz zu Kampf und Sieg in harter Not,
Die unsere deutsche Heimat wild umdroht,
Und fege fort den Rebel und das Grauen,
Die uns die Zukunft und die Welt verbauen!

Fr. Pleitke.

Fremdlinge in unserer heimischen Flora.

Von

Dr. phil. Joh. Mattfeld, Berlin-Dahlem.

Im tief schlummernden Mittelalter, das ganz in der wissenschaftlichen Gefolgschaft des Altertums war und, selbst unproduktiv, nur die tausend und mehr Jahre alten Schriften auszuliegen sich bemühte, da versuchte alles, was sich von Ärzten oder Mönchen überhaupt mit den Pflanzen Deutschlands beschäftigte, die Kräuter seiner Heimat mit denen übereinzubringen, die Dioscorides am Anfang unserer Zeitrechnung aus Griechenland und Italien beschrieben hatte. Zwar wagte Curicius Cordus (1486—1534) aus Hessen, an dieser Befangenheit zu rütteln, aber ohne Erfolg. Erst ganz allmählich brach sich die Anschauung Bahn, daß nicht jede Pflanze überall vorkommt, daß nicht überall die gleiche Zusammensetzung der Flora und der Pflanzenbestände zu finden sei, und erst Christian Mengel (1622—1701), der Leibarzt des Kurfürsten von Brandenburg, machte darauf aufmerksam, daß die großen Klimaunterschiede auf der Erde auch ihre besonderen Floren bedingen. Heute wissen wir, daß jedes kleine Gebiet seine eigene von Klima, Bodenverhältnissen und Geschichte (geologischer Entwicklung) abhängige Pflanzendecke birgt. Die Flora Niedersachsens, das den Bezirk des „nordwestlichen Heidelandes“ in der „subatlantischen Pflanzenprovinz“ ausmacht, kommt in dieser Zusammensetzung und in demselben Aussehen auf der Erde nicht wieder vor. Und doch ist unser Gebiet eins der pflanzenärmsten in ganz Deutschland.

Aber diese unsere Flora war nicht unwandelbar und wird es nie sein. Erst in — geologisch gesprochen — jüngster Zeit, nach dem Rückzug des großen Inlandseises wurde unser Gebiet besiedelbar. Wir haben sichere Urkunden in den Mooren und anderen Ablagerungen, daß nach und nach eine Pflanzengruppe nach der anderen von Süden her ihren Einzug hielt. Je günstiger das Klima wurde, umso anspruchsvollere Pflanzen konnten sich ansiedeln und sich auf Kosten der früher angekommenen, die sie zum Teil ganz wieder verdrängten, weiter ausbreiten und dauernd einbürgern. Die schließlich erfolgte Stabilisierung des Klimas ermöglichte grade das Eintreten eines dauernden Zustandes in der Pflanzendecke. Die Buche war auf der Geest zum herrschenden Waldbaum geworden. Wohl gab es ausgedehnte baumfreie Striche in der Marsch und im Moor, aber die Geest wenigstens war doch erheblich mehr bewaldet als heute. Da griff der Mensch mit rauher Hand in diese natürlichen Bestände ein, er, dem nichts heilig ist, selbst die Allmutter Natur nicht. Aber er hat auch ein Recht dazu, denn er ist ja selbst nur ein Stück der kämpfenden Natur!

Zwar die ursprünglichen Fischer- und Jägervölker konnten mit ihren bescheidenen Mitteln dem ursprünglichen Pflanzenwuchs nicht viel anhaben; aber sobald der Mensch zum Ackerbauer wird, rodet er den Wald, um etwas anderes an seine Stelle zu setzen, Pflanzen, die ihn nähren sollen, Kulturpflanzen, die nicht unserer Heimat entstammen. Er verändert also nicht das Gleichgewicht im Pflanzenbestande zu Gunsten einer der heimischen Arten, sondern er vernichtet das Alteingesessene, um Fremdes, das ihm nützlicher ist, an seine Stelle zu setzen! Man muß also vor allen Dingen, wenn man das Wesen unserer Flora verstehen will, bedenken, daß die mannigfaltigen Kulturpflanzen, mit denen wir große Striche unserer Heimat in eine „Kultursteppe“ verwandelt haben, Fremdlinge in unserer Flora sind. Nur wenige kommen bei uns in der Stammform wild vor, wie

etwa die beliebte Karotte, schlechtweg „Wurzel“ genannt; es ist die überall verbreitete wilde Möhre, eine weiße Dold, leicht kenntlich an der farminroten Mittelblüte. Aber unsere Getreidesorten entstammen meist dem wärmeren Mittelmeergebiet. Der Bergroggen z. B., die Stammform unseres „Roggens“, wächst noch heute wild in Dalmatien und im östlichen Mittelmeergebiet; unser Saathäfer leitet sich wahrscheinlich von dem Windhäfer her, der zwar heute bei uns, besonders in der Marsch, als Unkraut in den Haferfeldern häufig, aber doch sicher ursprünglich auch nur im Mittelmeergebiet und in Osteuropa einheimisch ist. Ähnlich steht es mit den meisten anderen Kulturpflanzen.

An die Spuren des Getreides heftet sich weiter noch unweigerlich eine andere Gesellschaft, das Unkraut. Auch die Unkräuter sind Kinder des sonnigen Südens. Wer denkt wohl daran, daß unsere liebe alte Kornblume, daß die nicht minder hübsche, aber giftige Kornrade, deren Samen, ins Korn geraten, Mensch und Tier gefährlich werden können, daß diese, um nur ein paar zu nennen, nicht zum angestammten Besitz unserer Flora gehören, sondern, daß sie erst mit dem Getreide zu uns eingewandert sind. Woher wir das wissen? Sind sie doch häufiger bei uns als viele einheimische Pflanzen und vielleicht ebenso verbreitet wie im Mittelmeergebiet! Aber wir können doch stets beobachten, daß sie nur in den Getreidefeldern vorkommen, zwar verwildern sie auch gelegentlich ebenso wie das Korn, d. h. sie streuen ihre Samen auf das benachbarte weniger kultivierte Gelände und auf die Wege, sie keimen und blühen hier auch, vermögen sich aber nie lange zu halten. Sie brauchen den vom Menschen gut vorbereiteten Boden, während sie in den natürlichen Beständen unserer Einheimischen nicht konkurrenzfähig sind. Im Mittelmeergebiet besiedeln sie dagegen auch das unbearbeitete Gelände, und daher dürfen wir hier ihre eigentliche Heimat suchen. Bebaute der Mensch die Acker nicht mehr, so würden Getreide und Unkraut in kurzer Zeit zu den größten Seltenheiten unserer Flora zählen und bald ganz verschwunden sein.

Der Artenarmut unserer heimischen Flora entspricht auch eine Armut an Unkräutern. Schon südlich und östlich von Bremen, und besonders in Mitteldeutschland, gibt es eine größere Menge dieser Gesellschaft. Gelegentlich werden sie mit Saatgut, das man von außerhalb bezieht, eingeschleppt, wie z. B. der wilde Rittersporn, die knollentragende Pflanze und mehrere kleine unscheinbare Kräuter, aber sie halten sich bei uns nie lange, und ihr Erscheinen ist stets auf neue Einschleppung zurückzuführen. Nach andere schon weiter südlich weit verbreitete und häufige Pflanzen geraten oft ins Saatgut, das zur Verbesserung des Grasbestandes einer Wiese bezogen wurde, und wir freuen uns eine Weile bei uns an dem Anblick der echten Primel und des Steinbrechs, müssen sie aber immer bald wieder missen. Diese Bereicherung aus den Beständen unseres nächsten Nachbargebietes ist natürlich besonders stark. Der Mensch, die Tiere, der Wind verschleppen gelegentlich einzelne Samen; hier und da tauchen dann wohl der mittlere Wegerich (*Plantago media*), an den langen, lebhafte farbigen Aehren von unseren einheimischen Wegerichen leicht zu unterscheiden, die Gänseblume (*Mimulus luteus*), eine Jaunrübe (*Brionia alba*, oder *Br. dioica*), ein Fingerhut (*Digitalis purpurea*), die hübsche blaue Zichorie (*Cichoria intybus*) u. a. auf, sie sind aber sehr unbeständig; und gerade an ihrem „Wagabundieren“ erkennt man, daß sie sich in unserem Klima nicht mehr wohl fühlen. Kurz vor den Grenzen des Gebietes haben sie Halt gemacht wie so viele andere, die eine etwas weiter westlich, die andere etwas weiter östlich; warum? Wie sieht dieses Verhalten für die einzelnen Arten genauer aus? Das sind Probleme, die uns unsere heimische Flora noch zu lösen gibt! Findet sich niemand, bevor die Kultur alles vernichtet hat?

Der Mensch baut nicht nur, was ihm nützt, sondern auch, was ihn freut. Gärten und Parks sind eine Quelle zahlreicher Zierpflanzen, von denen manche auch einmal ausrückt. Die falsche Akazie (*Robinia pseudacacia*), der Spierstrauch (*Spiraea salicifolia*), z. B. nahe am Leher Schlachthof, die vielen amerikanischen Asters und die Pappeln (*Populus nigra* und *P. canadensis*), die weiße Osterblume (*Narcissus poeticus*) haben daher ihren Ausgang genommen.

Das seien nur wenige Beispiele von vielen. Weit aus größer noch ist die Zahl derer, die der Mensch unfreiwillig mit seinen Verkehrsmitteln und seinen Handelsprodukten ins Land bringt. Daß da eine Hafenstadt mit ihrem Verkehr aus aller Herren Ländern ein besonders günstiges Feld zur Beobachtung solcher Fremdlinge ist, ist leicht erklärlich. So findet man zuweilen aus der Umgebung unserer Hafenstädte die seltsamsten Gewächse angehen. Die meisten sind nur Passanten, d. h. Pflanzen, die, in ein ihnen nicht zugehöriges Klima versetzt, wohl wachsen, aber kaum Früchte reifen und darum bald wieder verschwinden. Dahin gehören ein stacheliger Nachtschatten (*Solanum rostratum*), ein Gattungsgenosse unserer aus Südamerika stammenden Karottel, eine asiatische Winde (*Convolvulus dahuricus*), ein fuchs-schwanzähnliches Gras (*Phalaris canariensis*) und viele andere.

Noch ergiebiger an Neuantkömmlingen sind die Bahndämme und besonders die Güterbahnhöfe. Hier findet sich vielfach weites freies Gelände, das, zu dürr und steril für unsere Einheimischen, gerade wegen dieser Konkurrenzlosigkeit den Fremdlingen ein willkommenes Feld zur Ansiedelung bietet. Ihre leichten Samen werden schnell von der Bahn und den Gütern

von Ort zu Ort geführt. Als der neue Leher Bahndamm aufgeschüttet war, fand sich bald ein üppiger Flor zusammen; in Massen wuchsen dort der gelbe Wundkeel, der weiße Steinklee (*Melilotus albus*), die Nachtkerze und die kleine Reseda (*Reseda luteola*), Pflanzen, die wie viele andere zwar nicht zum eigentlichen Inventar unserer Flora gehören, aber doch hier und da auf Schutzplätzen, in Sandgruben und auf sonstigen freien Plätzen herumlungern, und wenn irgendwo ein größeres freies Gebiet neu geschaffen wird, dann sind sie bald zur Stelle und überwuchern alles. So hat sich auch die Lupine erst in den letzten Jahren von der Uelzener Bahn allmählich bis nach Geestmünde „vorgearbeitet“, jetzt ganze Strecken an der Bremer Bahn bedeckend.

Eine absonderliche Gesellschaft finden wir auch stets auf den Schuttabladeplätzen, einzelne schönblühende Malven und Stokrosen (am Pulverturm bei Speckenbüttel z. B.), aber meist unscheinbare Gewächse, die an die stickstoffreichen Ablagerungen ihres Wohnortes gebunden sind, wo sie die Konkurrenz der Einheimischen nicht zu fürchten haben: Weiden und Borretschgewächse (*Asperugo procumbens*), das niederliegende Raukraut, vor einiger Jahren an der Leher Chaussee, Stachysel und Bilsenfraut als seltene Gäste und auch einige Körbchenblütler. Das sind Pflanzen, die stets irgendwo vorhanden, zuweilen an einzelnen Stellen in Massen auftreten; es sind „Ansiedler“ in unserer Flora, denen das Klima wohl zusagt, und die nunmehr zum dauernden Bestand der Flora gehören.

Nur wenige von diesen zahlreichen Pflanzen konnten hier angeführt werden. Verhältnismäßig klein ist im Gegensatz dazu eine dritte Gruppe von Arten, wirkliche „Neubürger“, die sich bei uns wie zu Hause fühlen, die in die natürlichen Bestände der Einheimischen eingedrungen sind und ganz den Eindruck machen, als seien sie von Alters her hier angelesen. Eine davon haben wir sogar vor dem übrigen Deutschland voraus, das ist das hübsche kleine Nüsschenkraut (*Cotula coronopifolia*), das uns noch spät im Herbst, wenn schon alles im Winterschlaf liegt, durch seine gelben Blütenköpfchen in den Marschgräben freut. Sie ist eine Afrikanerin, die schon 1763 von Moehring in Ostfriesland entdeckt wurde. Hat sie der Handelsverkehr hierher geschleppt, oder hat ein Storch ihre Samen vom Nil in seinem Gefieder zu uns getragen? Auch die Nachtkerzen (*Oenothera biennis* und *O. muricata*) fühlen sich bei uns so wohl, daß die letztere am Strande von Cuxhaven und auf den Inseln sogar eine besondere, sonst nirgends vorkommende Form gebildet hat (*Oenothera ammophila*). Sie sind in Nordamerika beheimatet, das uns auch die zarte Vinse (*Suncus tenuis*) geliefert hat. Diese ist erst kürzlich bei uns erschienen, besiedelt nunmehr aber in der Umgebung viele Wege (z. B. in Speckenbüttel, Wehden usw.); durch ihre verschleimenden Samen wird sie leicht von den Füßen verschleppt. Auch einen Mongolen dürfen wir als Gast beherbergen, eine strahlenlose, wenig ansehnliche Kamille (*Matricaria discoidea*), die sich nahe Geestemünde und Lehe heimisch gemacht hat. Besonders besitzen die amerikanischen Körbchenblütler die Fähigkeit, sich das neu erworbene Gebiet zur Heimat zu machen. Die Asters sind bei uns noch nicht so häufig wie im übrigen Deutschland, aber Baldgreis (*Erigeron canadensis*) und die Galinsoge (*Galinsoga parviflora*) machen sich überall breit.

Man hat Beispiele, daß europäische Pflanzen, in exotische Gebiete gelangt, dort die heimische Flora ganz verdrängt haben. So weit geht es im Gegenteil bei uns glücklicherweise noch nicht. Aber auch wir haben ein Beispiel, daß die Fremdlinge bei uns eine ungeahnte Expansionskraft entwickeln. *Elaeagnus canadensis* aus Nordamerika, eine kleinblütige dichtbeblätterte Wasserpflanze, geriet in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in deutsche Gewässer und wucherte hier so üppig, daß sie bald das Leben der Fische gefährdete und sogar die Schifffahrt behinderte. Das trug ihr mit Recht den Namen Wasserpest ein. Zu uns gelangte sie in den siebziger Jahren. Glücklicherweise erlahmte bald ihre Wachstumswut, da sie fast nur mit weiblichen Blüten bei uns vorkommt. Jetzt ist sie zwar fast in jedem Graben zu finden, ist aber nur selten noch gefährlich.

Daß es aber nicht immer der Mensch sein muß, der die Pflanzen in andere Gebiete überführt, das soll ein letztes Beispiel zeigen. Im vorigen Jahrhundert begann plötzlich ein russischer Bürger, der schon stets Gelegenheit dazu gehabt hätte — und darum sind die Gründe so rätselhaft — die deutsche Grenze zu überschreiten. In den achtziger Jahren tauchte er im Lüneburgerischen auf, um 1900 war er bis nach Bremen gelangt und ist jetzt gerade dabei, sich auch bei uns heimisch zu machen (z. B. Debestedt). Das ist das frühe Kreuzkraut (*Senecio vernalis*), das sich von unserem gemeinen Kreuzkraut (*S. vulgaris*) vorteilhaft durch die großen gelben Blütenköpfe unterscheidet. So sehen wir, daß eine Pflanze auch durch eigene Kraft plötzlich ihre Stimmung ändern kann und sich Gebiete erobert, die ihr bisher fremd waren.

Interessant sind die zahlreichen fremden Einwirkungen, denen unsere Flora seit langem besonders durch das Treiben der Menschen ausgesetzt war. Ihr ständiges Schwanken und den Einfluß auf die Pflanzendecke zu verfolgen, wäre eine lohnende und notwendige Aufgabe in unserem Gebiet.

Die Nebelkrähe als Wintergast.

Von
Rektor H. Schülke, Oldenburg.

Die Nebel- oder Winterkrähe, für das westliche Deutschland ein Zugvogel aus dem Norden, gehört während des Winters und bis in die Osterzeit zu den Charaktervögeln unserer Oest-, Moor- und Marschlandschaften, die ohne sie doppelt verödet erscheinen würden. So lange der Boden nicht dauernd gefroren ist, fällt es ihr nicht schwer, sich durchzuschlagen; denn überall ist ihr noch der Tisch gedeckt. Gemessenen Schrittes folgt sie dem pflügenden Bauer und lieft Regenwürmer, Engerlinge, Drahtwürmer und Käfer, aber auch manches verlorene Getreidekorn aus der Furche. In Mäusejahren mätiert sie sich förmlich mit den feinsten Feldmäusen, die sie lauernd und jagend mit großer Geschicklichkeit zu erhaschen weiß, und die Jagdzeit liefert manchen angeschossenen Hasen, manches flügelahme Rebhuhn auf ihren Tisch. Ja, als Knabe sah ich einmal eine Nebelkrähe wiederholt auf ein altes, anscheinend unverwundenes Rebhuhn niederstoßen und darauf losladen, bis es mit blutigem Kopfe und verletzten Augen auf dem Rücken lag und mir noch lebend zur Beute wurde. Mag sie aber auch auf diese Weise ab und zu schädlich werden, so überwiegt doch jedenfalls ihr Nutzen als Schädlingsvertilger; denn Magenuntersuchungen bei einer großen Zahl von Nebelkrähen haben ergeben, daß schädliche Insekten und deren Larven, wie Erdraupen, Drahtwürmer und Engerlinge neben Mäusen ihre Hauptnahrung bilden. — Führt der Winter mit Frost und Schnee ein strenges Regiment, so wird Schmalhans für die Krähen Küchenmeister. Immer näher rücken sie dann den menschlichen Wohnungen und sitzen lungernd auf den Baumspitzen, bis irgendwo eine Tür sich öffnet und irgendwelche Brotsamen von der Reichen, der Menschen, Tische fallen. Gleich dem Sperling, diesem Kulturschmarotzer, haben die Nebelkrähen bald alle Gelegenheiten zur Ergatterung eines guten Bissens ausgenutzt, und wie der Schauspieler aufs Stichwort, so achten sie auf das Klappen der Stalltür, wenn der Mist aus den Viehställen auf den Düngerhaufen gebracht wird, auf den Ruf der Magd, die das Geflügel füttert, und auf den Klang der Schulglocke, die dem Kindertrubel auf dem Spielplatz ein Ende macht. Ehe noch der letzte Schülerstiefel den Fußtrager verläßt, streiten sich die graumanteligen Hungerleider um die verstreuten Frühstücksbrosen.

Einige der nordischen Wintergäste, wie der Tannenhäher und der Seidenfisch, lassen sich gar leicht von der menschlichen Tücke überrumpeln. Nicht so die Nebelkrähe! Bei aller Unvorsichtigkeit, die sie in Zeiten des Futtermangels entwickelt, läßt sie das „Trau, schau, wem?“ nie außer acht, und wenn es auch ins Reich der Fabel zu verweisen ist, daß sie das Pulver von ferne rösche, wie der Landmann behauptet, so gelingt es doch selten einem Jäger, ihre Wachsamkeit zu täuschen, die wohl mehr auf der Schärfe des Auges beruht. Ihr ganzes Verhalten zeugt von großer Klugheit und Anpassungsfähigkeit, und diese beweisen selbst erwachsene Vögel auch in der Gefangenschaft.

In den achtziger Jahren war ich an einer Landschule angestellt. Da brachte mir einst zur Winterszeit ein Schüler eine angeschossene, halb verhungerte Nebelkrähe. Mit Unterstützung meiner kleinen Zöglinge hatte ich schon mehrere Tierinvaliden auf die Beine oder Flügel geholfen, und so versuchten wir's auch mit diesem Pflüger. Die Verwundung erwies sich als unbedeutend; ein Schrotkorn hatte die Spitze des Fingerglieds im linken Flügel durchschlagen, so daß die beiden äußersten Schwingen lose herabhängten. Die Krähe erhielt als Krankenstube einen Gattenkäfig, der im Sommer eine Glucke mit Küchlein beherbergt hatte, und da in unserem Schulzimmer reichlich Raum war, so wurde das ambulante Lazarett einstweilen in einer Ecke desselben untergebracht und dem Insassen anheimgegeben, das ihm geschenkte Vertrauen durch Wohlverhalten zu erwidern. Dieses äußerte sich nun zunächst darin, daß er pflichtschuldigst alles verzehrte, was die in allen Häusern der Schulgemeinde schleunigst aufgestellten Fallen an Mäusen lieferten, daneben noch manches Stück Brot, Käse und gedochte Kartoffel. Bald wurden die Mäusebraten rar, aber die häuslichen Schlachtfeste brachten Ersatz, und unser Hans war kein Kostverächter. Ohne Messer und Gabel wußte er mit den unfähigsten Bissen fertig zu werden, indem er sie unter den Fuß nahm und mit Schnabelhieben zerlegte. Von Scheu vor seinen Pflegern oder wildem Umherflattern im Käfig war bald keine Rede mehr. Die Witterung einen Aufenthalt der Schüler im Freien während der Pausen nicht zu, so bereitete ich ihnen wohl das Vergnügen, unserem Pflüger die Tür des Bauers zu öffnen. Gemächlich kam er sogleich herauspaziert, schritt und hüpfte zwischen den Kindern umher und hielt Umschau nach verstreuten Brostkrumen und dargebotenen Brosen. Eines Tages, als unser Hans wieder einmal Frühstückspausen-Urlaub hatte, sah ich, wie er mit seinen Schelmenaugen ein kleines Mädchen beobachtete, das in aller Gemütsruhe sein Butterbrot aus der Dose nahm und sich dabei angelegentlich mit der Nachbarin unterhielt. Dieser zugewandt, ließ es eine halbe, belegte Brotscheibe einen Augenblick unbewacht auf dem Tische liegen. „Jetzt ist's Zeit!“ dachte der Gauner. Ein Hops auf die Bank, ein verwegenes Zugreifen, und — triumphierend trug der Galgenstrick seine Beute dem verborgenen Winkel zu. Das gab ein Gaudium unter den Zeugen dieses Schelmenstreiches; selbst die Bestohlene stimmte nach der

ersten Verblüffung mit ein! — Oft machte sich Hans an einer schadhafte Stelle im Fußboden zu schaffen, die etwas im Dunkeln an der Wand lag, ließ aber davon ab, sobald er sich beobachtet sah. Als wir nun das sandgefüllte Loch einmal untersuchten, förderten wir ein Stück Schweinemilz und andere Leckerbissen unseres Gastes zutage, die er dort in Tagen des Ueberflusses nach Hundart verscharrt hatte. War die Pause zu Ende, so wurde Hans natürlich wieder eingesperrt. Das entsprach aber keineswegs seinen Neigungen, und er entwickelte immer größere Fertigkeit darin, sich einem solchen Kesseltreiben zu entziehen, indem er sich zwischen den Schülerpulten versteckte. So hatte er sich einst auch durch beharrliches Entweichen die relative Freiheit gesichert, als noch eine Gefangenschaft zu erledigen war. Wohl richtete sich dann und wann beim Singen ein Auge verstohlen nach dem Fußboden, ob nicht der Hans da sein Wesen treibe; aber der verhielt sich mäusehinstill und schien ganz Ohr zu sein. Als aber gegen den Schluß der Stunde die Kinder ihre Lieblingslieder vorschlugen und singen durften und auch „Lüft Matten de Has“ an die Reihe kam, da wuchs Hansens Interesse dermaßen, daß er aus der Versenkung auftauchte und sich auf dem Platze eines fehlenden Schülers in Positur setzte, als wolle er zum Schlusse mitsingen: „De Krei de freeg een van de achtersten Been.“

Vor einem der Schulfenster stand ein größeres Aquarium, in dem ich zur Anschauung für die Schüler allerlei Wassertiere hielt. Nun waren mir in letzter Zeit daraus mehrere Bitterlinge abhanden gekommen, und da ich der Krähe nicht zutraute, daß sie mit ihrem verstümmelten Flügel auf den Rand des Aquariums fliegen könne, so hatte ich einen größeren Alal im Verdacht der Täterschaft. Als ich aber an einem schulfreien Nachmittage an der geschlossenen Klassentür vorbeiging, hörte ich drinnen ein lautes Plätschern und sah beim Öffnen der Tür noch gerade, wie der Alal sich mit verzweifeltstem Zappeln und Schlängeln dem Schnabel der Krähe zu entwinden suchte. Er kam mit dem Leben davon, behielt jedoch die Schnabelmale auf seinem Rücken als dauerndes Andenken an diesen Ueberfall. Vom letzten Bitterling aber schwammen nur noch einige Schuppen im Wasser. Auf solche unliebsame Weise erhielt ich den Beweis von der Heilung der Flügelwunde meines Patienten; ich schnitt nun das vertrocknete Flügelende ab und prüfte die Flugfähigkeit des geheilten Vogels. Anfangs verlor er immer das Gleichgewicht wegen der ungleichen Flügelänge; aber schon nach einigen Tagen wußte er dies durch Flügel- und Schwanzhaltung auszugleichen und flog nun ungenötigt durch das große Klassenzimmer, indem er meistens das Wandtafelgestell als Sitzplatz wählte. Da das natürlich nicht immer angenehme Folgen zeitigte, inzwischen aber auch Tauwetter eingetreten war, so erklärte ich die Kur für beendet und öffnete die Fenster des Krankensaales. Hans hatte nicht allzu große Eile, ins Freie zu kommen. Er hüpfte und flatterte auf die Fensterbank, schritt auf dieser ein paarmal hin und her und schrie noch einmal ins Zimmer auf die Schulpulte zurück, als ränge er mit einem Entschluß. Dann aber flatterte er in den Garten hinab, schritt über die aufgeweichten Beete und durch die Schneewasserlachen dahin und zog endlich schwankenden Fluges ab. Mehrere Tage hörten und sahen wir nichts von unserem entlassenen Kurgaste, bis von neuem Frostwetter eintrat. Da meldeten mir die Kinder in einer Pause ganz aufgeregt: „Unser Hans sitzt drüben im Eschenbaum; wir haben's soeben am Fluge gesehen, daß er's ist.“ Und so war's tatsächlich; aber bei ihm sah eine schwarze Krähe, der, wie sich beim Aufsitzen zeigte, die Beine des einen Fußes fehlten. Die beiden Invaliden haben noch einige Zeit die Fürsorge meiner Schüler genossen, die ihnen nährhafte Bissen hinwarfen; aber einfangen ließ sich selbst unser Hans nicht, das Vagabundenleben hatte neue Macht über ihn gewonnen. Die nordische Heimat wird er wohl kaum wieder erreicht haben, denn zu dem Fluge über die Ostsee gehören unverstümmelte Flügel.

Ein kurzweiliger Vogel ist die Nebelkrähe auch im Freien. Obwohl sie in Scharen in Hainen übernachtet und immer zur bestimmten Stunde von fernher dieser Schlafstätte zueilt, so hat sie doch durchaus nicht bloß die Instinkte eines Herdentieres, sondern sie überrascht den aufmerksamen Beobachter immer wieder durch individuelle Züge und weiß sich selbst und ihn auf mannigfache Art zu unterhalten.

Stadt und Land.

Von
Stadtschulinspektor Fr. v. Borstel, Hamburg.

Solange es in Deutschland eine geschlossene Stadtgemeinschaft gibt, hat sie im Gegensatz zu den Dorf- und Einzelsiedlungen gestanden, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete; heute ist ja dieser Gegensatz leider zur Feindschaft geworden. Aber auch als kulturell ist diese Verschiedenheit in Anschauung und Sitte stets empfunden worden und hat zur Wechselwirkung geführt. Während in den ersten Jahrhunderten die geistige wie die wirtschaftliche Lebenshaltung der aufkommenden Städte von der des Landes sich zunächst wenig unterschied, dann aber das städtische Wesen sich zu der wundervollen Blüte des 15. und 16. Jahrhunderts entwickelte, beginnt in den letzten Jahrzehnten unseres Zeitalters mit dem Aufkommen der Industrie und der Großstadtentwicklung eine verhängnisvoll gleichmacherische und

in ihrer Art der Vergewaltigung nahe kommende Zurückdrängung alles auf dem Lande in Sprache, Sitte und gestaltetem Volksgut überkommenen. Ein besonders häßlicher, weil gänzlich stiller Mischmasch entsteht so. Am schlimmsten leidet darunter die Sprache unserer norddeutschen Großstädte, da in ihnen der Abstand zwischen der erdgewachsenen, altertümlichen Laut- und Wortbestand bergenden Mundart und dem Schrifthochdeutsch der Ueberwindung große Schwierigkeiten bereitet und auf sprachlichem Gebiete ein solcher Uebergang nicht mit einem bloßen Kleiderwechsel erledigt ist. So begegnen wir in unsern großstädtischen Volksschulen bei den Kindern, die das zweite oder dritte Geschlecht der aus dem Hinterland Eingewanderten darstellen, einer Kulturlosigkeit und Armut der Sprache, die einen zur Verzweiflung bringen könnte, wenn man nicht die Ueberzeugung hätte, daß es sich hier um Geburtswehen einer neuen, von den Mundarten mit gesunden Säften genährten norddeutschen Gemeinsprache handelte. Von dieser Erkenntnis aus sollten sich die Mundartenvereinigungen bei ihrer sprach-erhaltenden Tätigkeit leiten lassen. Außer ihnen suchen ja auch Heimatschutzbestrebungen, Bauernkunst und Trachtenfeste dem verwüstenden Treiben großstädtischer Oberflächlichkeit Einhalt zu tun. Aber die nachhaltigste Gegenwirkung kommt doch wohl von der Rückkehr des Großstädtlers zur Scholle, von seiner Wanderlust und Naturfreude, von seiner Landbestellung her. Was das Auge forschend sieht, die Hand sich mühend übt und der Körper eindringlich an sich spürt, führt die rechte Wiedergeburt der Vergangenheitswerte, weil die unmittelbare Erkenntnis ihrer wohlbedachten, zweckmäßig geformten Eigenart herbei. Das läßt den an wirklichen Gemütsregungen, die bleibend ja nur aus Erinnerung und Ueberlieferung hervorgehen, oft so armen Großstädter aufhorchen auf die Uröne solcher aus der Geschlechterfolge überkommenen Kunde, wie Sprache und Vorstellung, Sagen und Märchen sie bewahrten. Wem so das Herz aufging, wer sich auch seelisch aus der den Lebensatem raubenden Enge und Unfruchtbarkeit des großstädtischen Treibens flüchten will, der wird besonders die von Wilh. Wisser in Ostholstein gesammelten plattdeutschen Märchen, die ein noch gar nicht zu erschöpfendes sprachliches Edelgut erschließen und mehr als die Grimmschen ein getreues Abbild bäuerlichen Lebenslaufes und Schicksals bieten, nacherleben wie eine Offenbarung.

Aus dem Morgenstern-Museum.

Von
Konservator Fr. Plettke, Geestemünde.

Am 11. August 1920 wurde dem Städtischen Morgenstern-Museum von Rechtsanwalt Dr. Kruse in Flensburg eine Goldmünze der Merowingerzeit geschenkt, die mit vier anderen im Jahre 1915 in der Südwestecke der Burg Altenwalde gefunden worden ist.

Der Stifter kommandierte damals die daselbst aufgestellte 15 Jtm.-Batterie und ließ in der erwähnten Ecke einen Unterstand von zirka 1½ Meter Seitenlänge bis ziemlich auf die Sohle des Walles eingraben, wobei die Münzen zu Tage gefördert wurden. Sichere Angaben über die näheren Fundumstände kann er heute nicht mehr machen, da inzwischen schon eine zu lange Zeit verstrichen ist und Aufzeichnungen an Ort und Stelle von ihm wohl nicht gemacht worden sind.

Ein zweites Stück befindet sich noch in seinem Besitz; wo die übrigen drei Stücke geblieben sind, konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

Das im Museum befindliche Exemplar hat dem bekannten Numismatiker M. v. Bahrfeldt in Hildesheim vorgelegen, nach dessen Mitteilung es sich um einen häufig vorkommenden Goldtriens (= ⅓ Solidus), geprägt unter Aufsicht des Monetarius Adelbertus zirka 600–650 n. Chr. in Trajectum (dem heutigen Maastricht), handelt.

Die ersten merowingischen Goldmünzen waren Nachahmungen von römischen Prägungen, namentlich vom Triens, seltener vom Solidus. Später nehmen diese Kopien nach und nach barbarische Formen an. Diese neuen Typen tragen selten die Namen von merowingischen Fürsten, sondern meistens die abgekürzten Namen der Städte, wo sie geschlagen wurden. Um ein Stück dieser Art handelt es sich auch bei dem Fund, der ins Morgenstern-Museum gelangt ist (Schautisch 21a, Nr. 955).

Die Altenwalder Goldmünzen deuten auf den am Anfang des 6. Jahrhunderts neu beginnenden regen Importhandel vom Niederhein nach der Wesermündung, auf den auch schon andere Bodenfunde unserer Heimat hinwiesen, während Funde von Merowingermünzen dieser Zeit meines Wissens hier noch nicht zu verzeichnen waren. In Westfriesland dagegen kommen sie häufiger vor, auch als Wurfunde; so wurde u. a. 1876 in einer Wurt bei Dronrijp in Friesland ein Topf ausgegraben, der 28 Stück Goldtriens des 7. Jahrhunderts mit stark barbarischen Prägungen enthielt.

Ueber das Alter der Altenwalder Burg läßt sich, so lange Mitteilungen über die näheren Fundumstände nicht vorliegen, aus den Münzen wenig schließen, da sie auch mit der Bauzeit in den Wall geraten sein können. Außerdem haben sich Münzen, wie die Erfahrung lehrt, bei den Stämmen Nordwestgermaniens in frühgeschichtlicher Zeit oft recht lange im Verkehr gehalten und sind zuweilen erst Jahrhunderte nach ihrer Prägung in die Erde gelangt. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine sächsische Buckelurne des 5. Jahrhunderts im Morgenstern-Museum, die einen bereits im Jahre 186 n. Chr. geprägten Denar des Kaisers Commodus enthielt.

Bisher wissen wir nur mit Sicherheit, daß die Altenwalder Burg nach der Abwanderung der Angelfachsen nach England angelegt sein muß, da ihre Erdwerke z. T. einen sächsischen Friedhof des 4. und 5. Jahrhunderts überschneiden. Professor Schuchardt äußert in den Schlüsselfesten des „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen“ (Hannover 1916) die Vermutung, daß es sich um einen fränkischen Königshof handelt, eine Annahme, die wohl das Richtige treffen dürfte.

Eine sagenhafte Burg des Landes Wührden.

Die einzige Vertlichkeit im Lande Wührden, die schon durch ihren Namen auf eine Burg hindeutet, ist die Schwingenburg bei Büttel. Propst Wisbeck berichtet am Ende des achtzehnten Jahrhunderts: „Von Schwingenburg ist noch anzuführen, daß ein Hof in vorigen Zeiten eine Burg vorgestellt, deren Besitzer im 30jährigen Kriege manchen glücklichen Streifzug mit seinen Knechten gemacht, bis er endlich blieb.“ In einem Verzeichnis der Freiländereien im Lande Wührden findet sich bei der „Swingenborch“ die Bemerkung „soll eine Festung gewesen sein“. Das sind meines Wissens die beiden einzigen Quellen, wo des Ortes als einer früheren Burg Erwähnung getan wird.

Indirekt ist aber auch aus einer Urkunde des Erzbischofs Friedrich von 1105 auf das Vorhandensein einer Burg im Lande Wührden zu schließen. Es heißt nämlich darin: „Denn da Bernhard, Herzog von Sachsen († 1059), sich oft über die beschwerlichen Marschwege beklagte, so erhielt er die Erlaubnis, eine Kapelle zu Dedesdorf zu errichten“ (als Filiale der Kirche zu Bramstedt). Schon Wisbeck bemerkt hierzu: „Sollte Bernhard zu seinem eigenen Gebrauche diese Kapelle haben errichten lassen, so wäre sein gewöhnlicher Sitz, den die Geschichtsschreiber bisher nicht ausfindig machen können, eine Wurt auf dem rechten oder linken Ufer der Weser gewesen.“ Auch v. Bersabe, der von einem ständigen Aufenthalt des Herzogs in Wührden zwar nichts wissen will, gibt doch zu, daß er vielleicht „einen oder ein paar Züge durch diese entlegenen Gegenden, die er zu seinem herzoglichen Gebiet rechnete“, gemacht habe. Meines Erachtens deutet die Fassung der aus der Urkunde von 1105 mitgeteilten Stelle, insbesondere das „oft“, doch recht entschieden darauf hin, daß Herzog Bernhard ein persönliches Interesse an der Errichtung der Kapelle in Dedesdorf gehabt haben muß. Es liegt unter diesen Umständen sehr nahe, daß er des öfteren, wenn auch nur vorübergehend, seinen Wohnsitz im Lande Wührden nahm, hier also eine Burg besaß, als welche dann wohl nur die Schwingenburg in Frage kommen kann, zumal diese nahe der Drepte an einer Vertlichkeit liegt, die recht zur Anlage einer Burg zum Schutze der Geest gegen den Einfall der Feinde geeignet erscheinen mußte.

Fr. Plettke.

Neue Heimatliteratur.

1. Wilh. Berdrow, Die Familie v. Bohnen und Halbach. Essen 1921. — Diese monumentale Familienchronik ist für unsere Heimat insofern von größtem Interesse, als sie sehr eingehend die kultur- und familiengeschichtlichen Verhältnisse von Schiffdorf, wo die Familie Bohnen jahrhundertlang ansässig war, und daneben auch von der ganzen Umgegend behandelt, wobei unsere heimatischen Forscher mitgewirkt haben. Das Werk ist zwar nicht im Buchhandel erschienen, aber den Mitgliedern des Heimatbundes in der Morgenstern-Bibliothek zugänglich, der ein Exemplar von der Familie v. Bohnen und Halbach geschenkt wurde.

2. B. E. Siebs, Duade Volke und andere Geschichten aus Nordhannover. Verlag von Aug. Bag, Hildesheim, 1921. Preis 10 M.

3. Dr. H. Bartmann, Heimatpflege (Denkmalpflege und Heimatschutz). Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung: „Aus Natur und Geisteswelt“, Bd. 156 (128 S.). Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1920.